

# **Das Auge der Prinzessin Singawatha**

**Harald Harst, #16**

**by Max Schraut, 1878-1935**

**Veröffentlicht: 1921**

Verlag moderner Lektüre G.m.b.H., Berlin



## **Inhalt**

<b>Kapitel 1 ...</b>	<b>Ein Todesurteil.</b>
<b>Kapitel 2 ...</b>	<b>Beinahe erwischt.</b>
<b>Kapitel 3 ...</b>	<b>Glasaugen.</b>
<b>Kapitel 4 ...</b>	<b>Prinz Achmed Ibur Dau.</b>



## **Kapitel 1**

### **Ein Todesurteil.**

Alam Bandur, unser liebenswürdiger Wirt in Allahabad, besuchte uns am Morgen nach Warbattys mißglücktem Anschlag auf die Diamanten des Goldschildes des weißen Elefanten ganz überraschend auf unserem Kutter, den er uns als Wohnung zur Verfügung gestellt hatte.

Bandur, ein sehr reicher eingeborener Kaufmann, war durch die Sorge um unsere Sicherheit zu uns getrieben worden. Er hatte in der Morgennummer der Allahabadpost unser gestriges Abenteuer mit allen Einzelheiten geschildert gefunden und so auch gelesen, daß zwei der verhafteten Mitschuldigen Warbattys zu dem Geheimbunde Putra Rakisana—Schwertbrüder—gehörten, einer Vereinigung von über ganz Indien zerstreuten Verbrechern.

Wir empfingen ihn in der Wohnkajüte. Sofort nach der Begrüßung warnte er Harst sehr eindringlich vor den Schwertbrüdern.

„Sie haben sich die Brüderschaft zu Todfeinden gemacht, Master Harst. Nehmen Sie das nicht leicht. Gerade dieser Geheimbund ist fast noch gefährlicher als die Thugs, die Mördersekte, mit denen die Schwertmänner in engster Verbindung stehen. Glauben Sie mir: Warbatty ist auch nicht im entferntesten trotz all seiner Schlauheit so zu fürchten wie der Putra Rakisana. Ich könnte Ihnen Fälle erzählen, in denen Polizeibeamte in ihrer Wohnung am hellen Tage aus Rache von den Schwertbrüdern ermordet wurden, ohne daß man auch nur die geringste Spur von dem Täter gefunden hätte.—Es gibt gegenüber diesen Leuten nur ein Mittel zur Rettung: Schleunigste Flucht, das heißt, einen unmerkten Wechsel des Aufenthaltsortes!—So gern ich Sie noch wochenlang als meinen Gast beherbergen möchte, Master Harst.—In Ihrem und ihres Freundes Interesse rate ich Ihnen, Allahabad bei Nacht und Nebel zu verlassen! Denn Sie müssen damit rechnen, daß selbst hier auf dem Kutter eine heimtückische Kugel Sie treffen kann, oder daß mitten im Pilgergewühl einer Straße jemand Sie von rückwärts erdolcht und dann in der Menschenmenge blitzschnell untertaucht.“

Er langte in die Tasche und reichte Harst einen großen versiegelten Umschlag, erklärte weiter:

„Dieses Schreiben wurde mir heute früh persönlich für Sie abgegeben, Master Harst. Die Überbringerin war eine Verschleierte Mohammedanerin, dem Anzug noch den reichern Ständen angehörend. Anscheinend eine Frau! In Wahrheit dürfte es wohl ein verkleideter Putra Rakisana gewesen sein. Und der Umschlag mit den dicken Siegeln aus goldenem Zierlack mit dem Bilde zweier über einem Busche kämpfender Adler wird vielleicht—Ihr Todesurteil enthalten. Schon häufiger haben die Schwertbrüder ähnliche, versiegelte Schriftstücke verschickt. Auch der Vorgänger des Detektivinspektors Hamilton mußte hier vor den Schwertbrüdern das Feld räumen und wurde insgeheim unter anderem Namen in eine andere Stadt versetzt.“

Harst schnitt bereits den Umschlag auf und zog den einmal gefalteten Briefbogen heraus.

Er las die beiden sehr eng beschriebenen Seiten, nickte dann und meinte:

„Ganz recht! Es ist mein Todesurteil! Nun, der Klügere gibt nach. Ich habe hier ja auch nichts mehr zu tun.—Würden Sie mir Ihren Kutter für eine Woche leihen, Master Bandur?“

„Sehr gern. Auch für einen Monat. Leider kann ich Ihnen jedoch meinen Monteur oder Maschinisten nicht mitgeben. Ich brauche ihn für mein Geschäft als Lenker eines Lastautos.“

„Oh, das tut nichts.—Jedenfalls besten Dank. Ich verstehe mit Bootsmotoren sehr gut umzugehen. Wo lassen wir aber die indische Pilgergesellschaft, die auf dem Vorderdeck haust? Ich möchte die bescheidenen Leutchen nicht gern obdachlos machen.“

Bandur überlegte. „Die können ganz gut auf einem meiner Lastkähne unterkommen.“ erklärte er dann.

„Mir fällt ein Stein vom Herzen,“ lächelte Harst. „Die Leutchen wären also untergebracht.—Bitte tun Sie jedoch den Ihrigen gegenüber so, als ob wir nur eine kurze Fahrt heute abend in Ihrer Begleitung unternehmen wollten.“

„Gut—abgemacht! Von mir erfährt niemand etwas über Ihre Abreise und Ihr Reiseziel, Master Harst. Wer die Schwertbrüder kennt, ist dreifach vorsichtig. Und—ich kenne sie! Ich will Ihnen nur eingestehen: ich habe mich vor einem Jahre von ihnen losgekauft. Sie hatten mir Rache geschworen. Ich opferte 25 000 Rupien und wurde sie so für immer los—“

„Ah!“ machte Harst. „Unglaublich! Die Bande nimmt also sozusagen Lösegeld an.—Nun—Sie, Master Bandur, taten klug daran, dergestalt Ihre persönliche Sicherheit sich zu verschaffen. Bei mir liegen die Dinge anders. Ich—fürchte Warbatty als einzelnen doch weit mehr als die Putra Rakisana—falls ich überhaupt etwas fürchte!“ Er lächelte dazu wieder ohne jede Prahlerei.

In demselben Moment bemerkte ich ein winziges Motorboot, das auf unseren Kutter zuschoß. Darin saß Inspektor Hamilton mit einem Polizeibeamten.

Ich eilte an Deck und führte Hamilton in die Kajüte. „Master Harst,“ rief er sofort, „wir haben bei der Razzia im unterirdischen Brahmatemple in der verflochtenen Nacht großes Glück gehabt. Aber gerade deshalb möchte ich Sie in Ihrem Interesse—“

„Weiß schon!“ nickte Harst, ihn unterbrechend. „Auskniefen soll ich. Wird geschehen—noch heute abend.—Und Sie selbst, der Sie doch auch jetzt nicht gerade bei dem Geheimbunde beliebt sind?“

„Ich—ganz im Vertrauen!—ich—werde morgen in den Nordosten versetzt, wo die Putra Rakisana nicht vertreten ist—“

Eine halbe Stunde später saßen wir beide wieder allein in der Kajüte. Unsere Gäste hatten uns mit der nochmaligen Mahnung: „Vorsicht—größte Vorsicht!“ verlassen.

„Der gute Bandur will uns natürlich sehr gern lossein, weil er selbst Angst vor den Schwertbrüdern hat,“ meinte Harst, nachdenklich und langsam sich eine Zigarette anzündend. „Er fürchtet ihre Rache, weil er uns beherbergt hat. Nur um ihm nicht Ungelegenheiten zu bereiten, flüchte ich von hier. Außerdem zieht es mich jetzt auch mächtig zu dem berühmten Lucknow hin, wo ja wahrscheinlich Freund Warbatty wieder auftauchen dürfte. Wenigstens ist diese Stadt ja die nächste Etappe seiner verbrecherischen Tour durch Indien, wie wir bereits längst wissen.“

Mich zog es gar nicht nach Lucknow! Gar nicht! Ich hatte hier in Allahabad von dieser Verbrecherjagd wieder einmal über und über genug bekommen. Und aus diesem selben Gefühl—also dem einer gewissen Scheu vor neuen Abenteuern fragte ich nun:

„Wie lautet eigentlich das Todesurteil? Bin ich miterwähnt darin?“

Harst blinzelte mir listig zu.

„Gewiß!—Da lies!“ Er reichte mir den Briefbogen.

Und ich fand darauf folgendes—mein Erstaunen wird jeder begreifen!—in deutscher Sprache:

*Sehr geehrter Herr Harst. Ein Zufall hat mich in den Zeitungen der letzten Monate immer wieder auf Ihren Namen als den des zur Zeit berühmtesten Detektivs aufmerksam gemacht. Ich habe mit wachsender Spannung dann ihre gerade zu verblüffenden Erfolge gelesen, habe schließlich eigentlich nur noch alle möglichen Zeitungen gelesen, nur um wieder auf Ihren Namen zu stoßen. Ihre Erlebnisse in Nagpur sind die letzten, die ich ausführlich geschildert fand. Da entstand urplötzlich in mir der Entschluß, mich Ihnen anzuvertrauen. Ich sagte mir, daß nur Sie mir helfen könnten. Ich werde eine Frau, die mir treu ergeben ist, mit diesem Briefe nach Nagpur senden, damit er schnellstens in Ihren Besitz gelangt.*

*Sie haben vielleicht schon gemerkt, daß ich eine halbe Landsmännin von Ihnen bin. Von meiner Mutter lernte ich deutsch lesen und schreiben. Ich liebe Deutschland, obwohl ich nie dort war und—falls Sie sich nicht meiner annehmen!—nie dorthin gelangen werde.*

*Wer ich bin?—Das will ich Ihnen erst sagen, wenn Sie mir Ihre Hilfe bestimmt versprochen haben. Ich muß mißtrauisch sein wie selten ein Weib. Mein goldener Käfig ist umstellt von unterwürfigen Kreaturen des Mannes, den ich lieben müßte und doch nicht lieben kann—nicht einmal achten kann ich ihn. Es wäre für mich besser gewesen, wenn das Schicksal es mir erspart hätte, Mitwisslerin von Geheimnissen zu werden, die mich jetzt—Doch nein! Wenn ich diese Gedanken zu weit ausspinne, könnten Sie mit Ihrem Scharfsinn herausfinden, wer ich bin. Und das darf erst sein, wenn Sie Ihr Wort gegeben haben, mir ein verschwiegener Befreier sein zu wollen.*

*Das, worum ich Sie bitte, ist mit großen Gefahren verknüpft und verlangt rücksichtslose Preisgabe Ihrer eigenen Person und Ihres Freundes Schraut. Gewiß—die Gefahren können auf ein Mindestmaß zusammenschrumpfen, wenn Sie alle Umstände klug ausnutzen und wenn wir überhaupt Glück haben. Ich verhehle Ihnen jedoch nicht, daß die Möglichkeit weit größer ist, Ihnen könnte bei diesem Vorhaben etwas sehr Ernstliches zustoßen.*

*Wenn Sie trotzdem bereit sind, für mich einspringen zu wollen, so finden Sie sich am 23. Dezember nachts 12 Uhr in Lucknow unter der Eisenbahnbrücke, mittelster Pfeiler, in einem Boote ein und warten Sie dort auf ein anderes Boot, das als Erkennungszeichen in Zwischenräumen von drei Minuten eine rote und eine grüne Laterne aufblitzen lassen wird.*

*Nochmals betone ich: Sie tun ein gutes Werk an einem Weibe, das—fliehen muß, wenn es nicht umkommen will.*

Ich ließ den Brief sinken.

„Und—das nennst Du ein Todesurteil?!“ rief ich leise und schaute Harst kopfschüttelnd an.

„Na—ich bitte Dich, lieber Alter—insofern ist's vielleicht ein Todesurteil, als die Prinzessin Singawatha—“

„Wer?! Prinzessin Singawatha?!“

„Nun ja. So heißt die Absenderin des Briefes.“

„Ja—aber woher weißt Du denn das?“

„Durch den guten Alam Bandur, lieber Alter. Ich habe ihn, als Du mit dem Inspektor vorhin über Tigerjagden sprachst, ganz unauffällig ausgeholt. Er kennt ganz Lucknow, ist jede Woche dort, da er dort eine Zweigniederlassung besitzt.—Zunächst das—*Todesurteil*—Sieh mal, ich werde der Prinzessin natürlich helfen, besonders da ich hinter ihrem traurigen Lose noch etwas besonderes wittere. Und—meine *Witterung* trifft zumeist zu. Ich helfe ihr also und nehme damit Gefahren auf mich, die nicht unbedeutend sind—ohne Frage! Sie können vielleicht für mich schlecht enden; vielleicht—macht man mich stumm dabei für alle Zeiten. Insofern also könnte man von einem unter gewissen Voraussetzungen vollstreckbaren Todesurteil reden—“

„Na—die Begründung dieser Bezeichnung bleibt schwach,“ meinte ich. „Ist ja auch nebensächlich. Die Hauptsache: was ist's mit dieser Prinzessin?“

„Ich will mich kurz fassen. Wie gut ich Leute auszufragen verstehe und dabei doch den Kernpunkt stets im Dunkeln lasse, ist Dir bekannt. Bandur war spielend leicht auszuhorchen. Er mag ein sehr guter Kaufmann sein. In anderen Dingen ist er gerade kein Genie.—Aus dem Briefe der Prinzessin konnte ich sofort folgendes entnehmen. Erstens: es muß sich um eine Haremsbewohnerin handeln. Sie spricht ja von unterwürfigen Kreaturen, mit denen ihr goldener Käfig umstellt ist. Damit konnte nur ein Harem gemeint sein.—Ich fragte Bandur also, ob er in Lucknow einen mohammedanischen Fürsten kenne, der eine Deutsche zur Frau hätte; mir wäre darüber so einiges zu Ohren gekommen.—Die Antwort erfolgte ganz prompt:

„Ja—der Bruder des Radscha von Bukanir, einem indisch-mohammedanischen Vasallenstaate an der Grenze nach Afghanistan, besitzt in Lucknow einen Palast und wohnt dort auch die größte Zeit des Jahres über.

Und dieser Prinz, dem die Engländer das Prädikat Hoheit zugestanden haben, weil er es mit ihnen hält und ein Feind der großindischen nationalen Bewegung ist—dieser Achmed Ibur Dau hat eine Deutsche als Lieblingsfrau gehabt. So lange sie lebte—das alles ist in Lucknow stadtbekannt—hatte sie so großen Einfluß auf ihn, daß er seine schlechten Instinkte unterdrückte. Als sie bei einer Choleraepidemie starb, machte er aus Verzweiflung einen Selbstmordversuch, wurde jedoch wieder trotz der schweren Brustschußwunde geheilt, gewöhnte sich—für einen Bekenner Mohammeds doppelt verächtlich!—das Trinken und noch andere Laster an. Das Kind dieser Deutschen, die Prinzessin Singawatha, soll, obwohl zuerst der Abgott ihres Vaters, sich mit diesem ganz überworfen haben. Bei dem Palastpersonal, alles fanatischen Mohammedanern, ist sie wenig beliebt. Man sagt ihr nach, sie sei heimlich zum Christentum übergetreten. Man munkelt auch allerlei von einem Mordanschlag auf sie, bei dem sie ein Auge verloren haben soll. Was daran wahr ist, entzieht sich natürlich der allgemeinen Kenntnis. Jedenfalls verläßt die Prinzessin seit etwa sechs Monaten den Harem des Palastes nie mehr, während sie früher, natürlich dicht verschleiert, oft durch die Straßen in einem eleganten Ponygespann fuhr.—Ihre Mutter soll von Mädchenhändlern seinerzeit nach Indien verschleppt worden sein. Sie hieß in Lucknow nur die wohltätige Fürstin Manokawa. — Dies alles erzählte Bandur mir. Es genügte vollauf. Die Briefschreiberin ist ohne Zweifel die Prinzessin. Du findest in ihrem Briefe Redewendungen, die nur jemand kennt, der das Deutsche vollständig beherrscht. Die Schrift ist etwas kindlich-unbeholfen; trotzdem verrät sie in den dicken Grundstrichen einen gefestigten, energischen Charakter. Aus dem Inhalt wieder kann man auf Aufrichtigkeit und Seelengröße schließen.“

„Freilich—für Dich war das Herausfinden der Absenderin eine Kleinigkeit!—Ob etwa das beim Siegeln des Briefumschlages benutzte Petschaft das Wappen des Prinzen darstellt?“

„Aber—aber Max Schraut! Wo wird Singawatha so töricht gewesen sein, ein so bekanntes Wappen zu benutzen. Nein—Bandur sagte, gerade dieses Petschaft sei Dutzendware und das Bild dadrauf ein beliebiges Phantasieprodukt.“

Wir sprachen dann noch dies und jenes über das unserer in Lucknow wartende Abenteuer, blieben den Tag über an Bord und warfen abends gegen ½10 während eines schweren Gewitters und Platzregens den Motor an.

## **Kapitel 2**

### **Beinahe erwischt.**

Lucknow mit seiner Viertelmillion Einwohner liegt an der Gumti, einem linken Nebenflusse des heiligen Ganges. Wir hätten also mit unserem Kutter einen ungeheuren Umweg machen müssen, um nach Lucknow zu gelangen; nämlich den Ganges abwärts bis Benares und bis zur Einmündung der Gumti, dann

diesen Fluß aufwärts bis ans Ziel. Das würde eine Woche vielleicht gedauert haben.

Wir konnten jedoch den Weg sehr erheblich dadurch verkürzen, daß wir den sonst nur für Regierungsfahrzeuge erlaubten Kanal benutzten, den die Engländer nach dem großen Inderaufstand vom Jahre 1857, bei dem in Lucknow allein 3000 Engländer niedergemacht wurden, von Allahabad nach Lucknow bauen ließen, um bei einer neuen Erhebung nicht lediglich auf die Eisenbahn als bequemen Verkehrsweg angewiesen zu sein.

Die Erlaubnis zur Fahrt auf dem Kanal hatte uns Inspektor Hamilton liebenswürdigerweise verschafft. Über diese Reise zu Wasser ließe sich manches Interessante berichten. Ich muß jedoch darauf verzichten, da diese Erzählung sonst zu umfangreich wird. Wir lernten jedenfalls einen großen Teil des Innern des einstigen Königreiches Audh kennen mit seinen zahlreichen Seen, seinen weiten Feldern von Weizen, Reis, Mohn, Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle und Tabak. Dieses blühende, fruchtbare Land ist völlig eben. Nur selten findet man noch größere Dschungeln (Buschwildnis) und wilde Tiere, wenn auch der Panther und die Giftschlangen immer noch zahlreich genug sind. Der Tiger ist ausgerottet. Wilde Elefanten gibt es sehr spärlich, dafür desto mehr verwilderte Rinder.

Am Abend des zweiten Reisetages passierten wir die Schleusenanlagen zur Gumti hin und hatten nun die Riesenstadt Lucknow vor uns. Und dieser Tag war der 22. Dezember: In der folgenden Nacht also sollten wir unter der Eisenbahnbrücke das Boot erwarten.

Der 22. Dezember! Das Weihnachtsfest nahte. Meine erste Weihnacht außerhalb des Vaterlandes. Nun—diesen heiligen Abend werde ich nie vergessen—nie!—

Harst steuerte unseren Kutter, sich nach einem Stadtplan orientierend, in den Polizeihafen hinein, legitimierte sich hier den Beamten gegenüber, bat um die Erlaubnis hier anlegen zu dürfen, und auch um vollste Verschwiegenheit.— Die Beamten waren sehr zuvorkommend. Obwohl es bereits elf Uhr abends war, erschien sehr bald der Leiter der hiesigen Detektivpolizei, Inspektor Greaper, und lud uns ein, bei ihm zu wohnen. Harst lehnte dankend ab. Er tat so, als ob er es lediglich auf Warbatty abgesehen hätte und erklärte Greaper, wenn wir auf dem Kutter blieben, hätten wir größere Bewegungsfreiheit. Der Inspektor sagte uns jede Hilfe zu, die wir nur wünschten und riet Harst dringend, irgend eine Verkleidung zu wählen, da er hier in Lucknow sehr bald erkannt werden würde. Gestern hätte die Lucknower illustrierte Zeitung drei Bilder Harsts gebracht, die einer ihrer Reporter in Allahabad auf sehr schlaue Art geknipst hatte. Und Harst sei darauf nur zu gut getroffen.

„Na—dann geht's freilich nicht anders,“ meinte mein Freund und Brotherr schlecht gelaunt. „Diese verdammten Zeitungsspione!—Master Greaper, sorgen Sie nur dafür, daß Ihre Beamten den Mund halten und nicht überall herumbringen, daß ich jetzt hier in Lucknow bin.“

Der Inspektor versprach's und verabschiedete sich bald.

Ich hoffte, daß wir nun nach der anstrengenden Reise—wir hatten ja nur immer abwechselnd für Stunden schlafen können!—uns einmal ordentlich aus-

ruhen würden.—Vorbeigedacht! Harst begann seinen Koffer auszupacken, wenigstens die Hälfte in der alles das lag, was wir zur Maskerade brauchten.

Der Kutter hatte ein kleines Beiboot, das drei Personen tragen konnte. Ich habe dies schon bei unserem vorigen Abenteuer erwähnt. Gegen halb ein Uhr morgens verließen zwei Inder mit langen Bärten den Polizeihafen und ruderten stromabwärts bis zur letzten der vier Brücken, die die Gumti überspannen. Lucknow ist eine sehr weitläufig gebaute Stadt. Fast  $1\frac{1}{4}$  deutsche Meilen zieht sie sich am Flusse entlang.

Die Lage des Palastes des Prinzen Achmed Ibur Dau hatte Harst aus dem Stadtplan ersehen. Wir lenkten bald in einen Nebenfluß der Gumti ein, der das ärmliche, schmutzige Eingeborenenviertel durchfloß. Harst ruderte; ich steuerte. Nachdem wir noch einige Schneidemühlen am Ufer des Fließchens hinter uns gelassen hatten, tauchte rechts auf einer bewaldeten Anhöhe, deren Fuß eine hohe Mauer umgab, ein burgähnliches, sehr ausgedehntes Gebäude auf.

Wir verbargen das Boot in einer sumpfigen Ausbuchtung des Flusses und schlichen dann einen Pfad entlang, der durch Buschwerk sich bis zur Westseite des Parkes und weiterhin nach einem kleinen Eingeborenendorfe hinzog. Die Parkmauer bestand aus mächtigen Steinblöcken, deren Bindemittel ein rotbrauner, steinhart werdender Flußschlamm war. Es gab jedoch überall genug Risse und Vorsprünge, mit deren Hilfe man hinaufklettern konnte. Harst war auch im Augenblick oben.

„Warte,“ rief er mir leise zu. „Bin ich bei Tagesanbruch nicht zurück, so bleibe auf dem Kutter, bis ich wieder da bin. Ich kann Dir nämlich noch schnell eine kleine Neuigkeit mitteilen: Warbatty hat auch hier seine Hand im Spiele!“

Dann verschwand er von der Mauerkrone. Um mich her tiefe Stille und das Halbdunkel der Tropennacht; in mir aber sehr bald eine nervenverzehrende Unruhe, die sich mit jeder entschwindenden halben Stunde zu ernstester Sorge um meines Freundes Sicherheit steigerte.

Ich hatte mich in die nahen Büsche gesetzt und schaute nur zu oft auf das Leuchtzifferblatt meiner Uhr.

Und—es wurde im Osten heller und heller. Aus dem Grau der Nacht traten die Umrisse der Türme und Türmchen, der Kuppeln und Dächer der Stadt Lucknow klarer und klarer hervor.

Ich mußte an den Rückweg denken. Schwer genug entschloß ich mich dazu, das kleine Boot wieder flott zu machen und zum Polizeihafen und unserem Kutter zu rudern.—„Warbatty hat auch hier seine Hand im Spiele,“ hatte Harst gesagt. Das genügte! Wo Warbatty, da auch allergrößte Gefahr!

Ich kam unbemerkt längsseit des Kutters, kletterte an Deck, nachdem ich die Kette des Bootes an einem Ringe festgeschlossen hatte. Mein Blick fiel zufällig auf das Oberlichtfenster der Wohnkajüte.

Licht da drinnen—Licht! Die Lampe brannte!

Und in der Tür jetzt eine Gestalt.

„Guten Morgen, lieber Alter,“ sagte Harst herzlich. „Du wirst Dich meiner wegen geängstigt haben. Aber ich konnte leider nicht wieder zur Parkmauer zurück. Dazu war es zu spät geworden, viel zu spät—“

Er drückte mir warm die Hand.

Wir setzten uns in die Kajüte und er erzählte.

„Ich bin recht enttäuscht,“ begann er. „Ich hatte mir mehr von diesem Ausfluge versprochen. Ich hoffte, ich würde wenigstens—“ —Eine kurze Pause. Ich sah, daß sein Blick ein paar Sekunden auf seinem Koffer ruhte der rechts von uns an der Wand auf dem Boden stand. Dann hüstelte Harst. „Mir ist doch wahrhaftig eine dieser verdammten Stechmücken in die Kehle geraten,“ fuhr er fort. „Wozu nur dieses Viehzeug da ist. Man müßte hier in der Kajüte dauernd Räucherkerzen brennen, um diese Plagegeister zu verscheuchen.—Ja also ich hoffte, Warbatty würde uns in einem Boote unauffällig folgen. So wollte ich ihn ins Freie außerhalb der Stadt locken und ihn dort irgendwie überraschen und festnehmen. Du hast wohl gemerkt, lieber Schraut, wie häufig ich scharf hinter uns spähte. Als wir dann auf gut Glück in das Nebenflüßchen eingebogen waren und uns verborgen hatten, um nach einem verdächtigen Boote abermals Ausschau zu halten—“

Was sollte dies?! Wozu erzählte Harst mir hier Dinge, die doch der Wahrheit gar nicht entsprachen?!—Ich fiel ihm jetzt denn auch ins Wort.

„Entschuldige—aber diese merkwürdigen—“

„Unterbrich mich nicht!“ rief er unliebenswürdig. „Du weißt, wie sehr ich darüber stets ungehalten bin. Ich vertrage das nicht.—Also—ganz recht, diese beiden merkwürdigen Gestalten, die wir dann in der Ferne bemerkten, hätte ich nicht so voreilig für unseren alten Feind und einen seiner Verbündeten halten und ihnen nicht zwecklos nachsetzen sollen. Es war ein zuviel von Jagdeifer dabei. Wir hätten überhaupt besser diese Nacht zum Schlafen benutzt—“

Er gähnte zwanglos und fügte schnell hinzu, als ich gerade meinerseits nun erklären wollte, ich begriffe nicht recht, weshalb er mir diesen Unsinn auftrische:

„Hundemüde bin ich. Gönn mir jetzt ein paar Minuten Ruhe und schweige bitte. Ich bin verteufelt abgespannt—wirklich!“

Ich hatte jetzt das Gefühl, daß hinter seinem sonderbaren Benehmen eine ganz bestimmte Absicht steckte.

Er saß in Hemdärmeln mir gegenüber auf dem kleinen Ledersofa. Ich kenne seine ganze Art und Weise so genau, daß mir auch jetzt auffiel, wie sein Gesicht allmählich den Ausdruck einer bis aufs äußerste gesteigerten Spannung angenommen hatte.

„Wo habe ich nur mein Feuerzeug?“ meinte er jetzt und suchte in den Taschen seiner Beinkleider. „Reich mir doch bitte mal meine Jacke dort vom Stuhl herüber. Auch die Zigaretten befinden sich in der Außentasche—“

Ich wollte mich vorbeugen.

Wollte.—Da kam schon die Überraschung.

Die niedrige Tür zur Schlafkajüte flog auf. Und auf der Schwelle, in jeder Hand einen Revolver, stand ein kleiner, schwächlicher Eingeborener mit hellem Turban.

„Bitte—keine Bewegung, meine Herren! Diesmal haben wir die Partie gewonnen! Ich schieße sofort, wenn einer von Ihnen auch nur die Nasenspitze rührt—“

An Cecil Warbatty—sein höhnisches Meckern kannte ich nur zu gut!—vorbei drängten sich vier Kerle, vier Hindu, lange, sehnige Burschen. Auf diese Weise war für Sekunden Warbatty das Schußfeld gesperrt.

Harst schnellte hoch. Ein Satz zur Tür.

Er wäre auch hinausgelangt. Aber Warbatty hatte diesmal an alles nur zu gut gedacht. Harst lief zwei weiteren braunen Halunken gerade in die Arme.

Dann saßen wir mit dünnen, geölten Stricken an Händen und Füßen gefesselt in der Kajüte nebeneinander auf dem Sofa und uns gegenüber hatte unser Todfeind mit behaglichem Lächeln Platz genommen, während ein Teil seiner Verbündeten den Kutter losmachte, andere wieder den Motor in Gang brachten.

„Alam Bandur hat Sie doch fraglos vor den Schwertbrüdern gewarnt, Herr Harst,“ begann Warbatty und steckte sich eine Mirakulum aus Harsts Silberdose an. „Ich begreife nicht, daß Sie nicht vorsichtiger waren. Sie hätten sich doch sagen müssen, daß es nicht schwer ist, in einen Kutter einzudringen, sich zu verstecken und—“

„—und wer sagt Ihnen, Warbatty, daß ich nicht gemerkt habe, wie es hier um unsere Sicherheit bestellt war?“ fiel ihm Harst ins Wort. „Schraut sollte mir nur deshalb die Jacke reichen, weil ich meinen Revolver in die Hand bekommen wollte. Das Feuerzeug steckt hier in meiner Weste; der Revolver steckte in der Jacke.—Sehen Sie Warbatty—die Sache liegt so. Ich hatte mich kaum hier an Bord begeben, kaum die Lampe hier angezündet, als Schraut mit dem Beiboot schon zurückkehrte. Ich gebe zu—ich vergaß darüber, den Schlafraum nebenan zu durchsuchen. Erst als wir uns unterhielten, fiel mir etwas auf, das mich die Gefahr merken ließ, eine Kleinigkeit. Ich wußte nämlich genau, daß ich meinen Koffer dort anders hingestellt hatte, als er jetzt steht—mit der linken Seite etwas vorgerückt. Und nun steht er parallel zur Bordwand. Mithin mußten während unserer Abwesenheit hier Fremde eingedrungen sein, die den Koffer durchsucht hatten.—Im übrigen ist das alles auch recht gleichgültig. Die Hauptsache: ich habe meinen Zweck erreicht.“

„Was heißt das nun wieder?“ fragte Warbatty mit leisem Argwohn in der Stimme. „Zweck erreicht?!—Soll das nur ein Witz sein?“

„Es ist ein witziger Einfall kein direkter Witz, Warbatty.—Seit einigen Tagen hatte ich den Entschluß gefaßt, den Kampf gegen Sie unmaskiert weiterzuführen.“

„Ja—ich war erstaunt, als mir gemeldet wurde, daß Sie ganz offen wieder als Harst und Schraut hierher unterwegs waren—“

Die Schraube des Kutters begann zu arbeiten. Der Motor puffte. Das Schwanken des Fahrzeugs zeigte, daß es aus dem Polizeihafen in den Fluß hinausglitt.

„Sie werden sehr bald noch erstaunter sein,“ warf Harst gleichmütig hin.

„Worüber?“ Warbatty wurde noch unruhiger.

„Schauen Sie sich hier mal bitte genauer um—“ Harsts Stimme klang ironisch.

Mein Herz schlug schneller. Ich ahnte irgend etwas voraus, etwas uns Günstiges.

Warbattys Augen eilten hin und her. Er hatte seine beiden Revolver vor sich auf den Tisch gelegt. Er fühlte sich bisher ganz sicher. Er glaubte nie und nimmer, daß Harst derartiges ausführen könnte, was nun geschah.

Harsts auf dem Rücken gefesselt gewesene Hände schnellten plötzlich nach vorn. Die Stricke fehlten. Die beiden Revolver richteten sich auf Warbatty.

„Sitzen Sie ganz still,“ sagte Harst drohend. „Nicht Sie haben mich diesmal überlistet, sondern ich Sie!—Daß Sie hier irgend etwas gegen mich unternehmen würden, war selbstverständlich—“

Das Motorgeräusch verstummte plötzlich. Laute Stimmen draußen. Dann drei—vier Schüsse. Ein paar schrille Angstrufe.

Warbatty lächelte, verneigte sich.

„Mein Kompliment Herr Harst. Ich begreife jetzt alles. Sie haben den Kutter absichtlich so dicht am Ausgang des Polizeiboothafens am Bollwerk festgemacht, damit wir leichter an Bord konnten.—Wie aber sind Sie Ihre Stricke losgeworden?“

Unter dem Sofa kroch ein kleiner, kräftiger Hindu hervor.

Harst zeigte auf ihn. „Ein Detektiv! Er hat die Fesseln durchgeschnitten.— Und vor dem Polizeihafen lagen zwei Motorboote auf der Lauer—“

Warbatty nickte. „Mein Kompliment nochmals. Es tut mir leid, daß ich nicht gleich abgedrückt habe, als ich dort in der Tür stand. Nun—das nächste Mal!“

Gegen seine kaltblütige Frechheit gab es kein Mittel.—Welch ein Mensch, dachte ich wieder.

Die Treppe zur Kajüte kamen schnelle Schritte herab. Inspektor Greaper trat ein.

„Guten Morgen.—Also das ist der berüchtigte Warbatty. Freue mich sehr—“

Das weitere blieb dem guten Greaper im Munde stecken.

Warbatty hatte mit einem Satz, sich dabei tief bückend, seinen Platz verlassen.

Harst schoß—schoß vorbei.

Warbatty packte Greaper von hinten, schleuderte ihn gegen den Tisch, halb auf Harst herauf. Im Nu war er dann zu der noch offenen Tür hinaus.

Wir jagten hinterdrein.

Revolverschüsse knallten. Die Polizeibeamten hatten dem Flüchtling, der sofort mit Hechtsprung in den Fluß gesaust war, Kugeln nachgeschickt.—

Der erste helle Schimmer des erwachenden Tages lag über dem gelbbraunen Wasser der Gumti, über den Gebäuden, den nahen Parkanlagen des Europäerviertels.

Auf dem Deck unseres Kutters sah ich drei regungslose Körper; drei gefesselte Hindu hockten auf dem Vorderdeck.

Wir suchten nach Warbatty eine halbe Stunde lang. Harst war einer der eifrigsten. Er hatte das kleine Beiboot losgekettet und ruderte hin und her.

Endlich mußten wir's aufgeben. Der Inspektor fluchte. Harst schwieg, meinte nur: „Jetzt ist die Geschichte gründlich verfahren!“

Unser Kutter wurde darauf mehr im Innern des Hafengebassins vertäut, und zwar an zwei Pfählen etwa zehn Meter vom Bollwerk ab. Greaper verabschiedete sich kleinlaut. Von dem, was wir im Interesse der Prinzessin Singawatha vorhatten, wußte er noch immer nichts.

### Kapitel 3

## Glasaugen.

Wir waren wieder allein, saßen unter dem Sonnenzelt des Hecks und sprachen über unsere Lage; das heißt: Harst sprach und ich streute nur selten eine Bemerkung ein.

„Wir haben heute wieder einmal unverschämten Dusel gehabt,“ meinte er. „Tatsache! Daß Warbatty uns entkommen ist, ohne zu merken, daß er entkommen sollte, gehört mit dazu—“

„Aber zu Greaper sagtest Du doch, die Geschichte sei gründlich verfahren—“

„Ja—man sagt so manches. Ich konnte doch nicht gut ihm folgenden Vortrag halten: Herr Inspektor, wir haben Ihnen bisher etwas verheimlicht. Die Prinzessin Singawatha will fliehen, und wir wollen dabei helfen. Außerdem hat Warbatty mit dem Vater der Prinzessin offenbar ein kleines Geschäft vor, das wir stören möchten. Wenn wir Warbatty nun dingfest gemacht hätten, würde sich uns keine Gelegenheit geboten haben, dahinter zu kommen, um was es sich handelt. Und dies herauszufinden ist mehr wert, als Warbattys Verhaftung, denn ich werde ihm bestimmt bei diesem *Geschäft* abermals eine feine, haltbare Schlinge legen können.—So etwa hätte ich reden müssen. Ich hütete mich. Die Polizei hat mir zu viele Zungen, die leicht mit meinen Geheimnissen durchgehen können. Und dann ist Warbatty gewarnt, der jetzt auch nicht im entferntesten ahnt, daß wir in dieser Nacht Seiner Hoheit dem Prinzen Achmed einen Besuch abgestattet haben. Du wundertest Dich über meine Phantasiegeschichten vorhin. Die tischte ich nur für unseren Cecil auf. Er denkt nun, wir haben es hier lediglich auf ihn abgesehen. Ein Riesenvorteil für uns! Und der zweite: er ist seiner Schwertbrüder-Leibgarde verlustig gegangen.—Die Kerle haben einen bösen Denkkettel bekommen: drei tot, drei verhaftet! Ich hoffe, sie werden hier in Lucknow nur zu sechsen vertreten gewesen sein. Warbatty muß also auf die Helfershelfer verzichten und vielleicht allein arbeiten. Begreifst Du nun, weshalb ich von Dusel redete?“

„Hm.—Du hattest doch aber für Warbatty diese Falle auf dem Kutter vorbereitet. Und dennoch wäre die Falle gar nicht nötig gewesen—“

„Aber Schraut! Ich sagte doch schon: die Leibgarde sollte weg! Ich dachte Warbatty würde sich nicht in Person hier einschleichen, sondern nur die braunen Halunken herschicken.“

„Nun verstehe ich!“

„Na also!—Jetzt will ich ganz kurz meine Erlebnisse in dem prinzlichen Parke schildern. Dieser war scharf bewacht. Vier Wächter stellte ich fest. Ein Beweis, daß Seine braune Hoheit mit Fluchtgedanken seiner Tochter rechnet.—Mir lag bei diesem Eindringen in den großen Garten lediglich daran, die Oertlichkeit ein wenig kennen zu lernen. Der Palast selbst muß sehr alt sein. Die Granitquadern sind ja auch wie für die Ewigkeit bestimmt.—Der Harem liegt nach Westen zu in einem Anbau von quadratischer Form. Er hat einen offenen Hofraum; darin ein Gärtchen, einen Springbrunnen und nachts als Wächter drei—Panther, die frei umherstreifen. Ich war nämlich auf das Dach geklettert. Es ist flach. Man kommt bequem an den Ziergittern der Fenster empor.—Von diesem Dache turnte ich auf den Balkon hinüber, der an der Rückseite des Palastes in

Höhe des zweiten Stockwerks entlangläuft. Die Fenster des riesigen Gebäudes waren bis auf zwei dunkel. Und diese zwei erleuchteten waren die des ganz europäisch eingerichteten Arbeitszimmers des Prinzen selbst.—Ich habe diese braune Hoheit gesehen. Er war am Schreibtisch bei einer sehr interessanten Arbeit. Er rechnete nämlich offenbar an einem Spielsystem für das Roulette, hatte ein kleines Roulette neben sich stehen und drehte, schrieb, drehte, fluchte, warf den Bleistift hin und—machte sich zum Ausgehen im Nebenzimmer fertig, erschien wieder als sehr bescheiden angezogener Eingeborener und zwang mich so, ihm voraus an die Hauptpforte des Parkes, die nach Osten zu liegt, zu eilen und ihn hier zu erwarten.“

Harst lächelte mich an. „Du hättest in dieser Nacht eine Spielhöhle und eine Opiumhöhle, beides in praktischer Vereinigung, kennen gelernt, wenn ich noch Zeit gehabt hätte, Dich von der Westseite der Parkmauer abzuholen. Das war unmöglich. Deshalb genoß ich allein den Vorzug, die Lucknower braune Lebewelt bei Jeu und Opium—natürlich von draußen—in einem äußerlich sehr schäbigen Hause des Eingeborenenviertels bewundern zu können. Zu bewundern war hauptsächlich die abgeklärte Ruhe mit der die Leute ihr Geld verloren. Ich hing draußen an einem langen Feuerhaken, den ich auf einen Fenstervorsprung gestützt hatte. Meiner Schätzung nach muß Seine Hoheit der Prinz Unsummen gewonnen haben. Ich brachte ihm Glück—“

Harst gähnte. „Das wäre alles.—Ich denke wir gehen jetzt schlafen. Am Tage wird niemand einen Anschlag auf den Kutter wagen. Dort auf dem Bollwerk sitzen zwei Detektive und angeln scheinbar nur. Es ist unsere Schutzwache. Greaper sorgt gut für uns.“—

Wir schliefen bis gegen Mittag.

Heute war nun der 23. Dezember—ein Tag vor dem heiligen Abend! Ich erinnerte Harst daran als wir uns ankleideten.

„Vielleicht verleben wir den Christabend mit der Prinzessin zusammen,“ meinte Harst. „Und zwar hier auf dem Kutter.“—

Greaper holte uns im Auto zu seinem Bungalow ab. Wir blieben dort bis gegen zehn Uhr. Als wir auf unserem Kutter wieder anlangten, fanden wir zwei Detektive auf dem Deck, die sich nun zurückzogen. Trotz dieser Überwachung durchsuchten wir das Fahrzeug vorsichtshalber vollständig. Dann warf Harst den Motor an. Wir verließen das Hafengebäude und hatten Lucknow eine halbe Stunde später weit hinter uns, bogen nun in einen von hohem Röhricht bedeckten Seitenarm ein, verbargen den Kutter und kehrten im Beiboot zur Stadt zurück, jetzt ganz sicher, daß Warbatty selbst bei schärfster Wachsamkeit unmöglich wissen konnte, wo wir geblieben waren.

Die Nacht war sternenklar. In der Nähe der Stadt war der Bootverkehr trotz der nächtlichen Stunde recht lebhaft. Die Gumti ist ja auch für größere Dampfer schiffbar, und die Landesprodukte gehen vielfach zu Wasser auf riesigen, flachen Segelfahrzeugen stromabwärts.

Als wir die mittelste Pfeilerreihe der Eisenbahnbrücke erreicht hatten, sahen wir sofort, weshalb die Prinzessin oder doch die dieser ergebene Person gerade diesen Platz als Stelldichein ausgewählt hatte. Es gab hier eine winzige Felsbank, auf der die Pfeiler ruhten, und infolge des flachen Wassers wurden die Durchgänge der Brücke rechts und links von diesen Pfeilern für den Schiffsver-

kehr nicht benutzt. Wellenbrecher aus Beton in Halbkreisen gruppiert, sperrten den Zugang und ließen nur kleinere Boote durch. Daher war es hier auch ganz still und einsam.

Wir legten unser winziges Beiboot an einem der Pfeiler fest und warteten, nur zuweilen ein paar Bemerkungen austauschend, der Dinge, die da kommen sollten. Es war jetzt etwa 20 Minuten vor Mitternacht.

Eine nervöse Unruhe bemächtigte sich meiner. Ich wehrte die Gedanken ab, aber sie kehrten immer wieder zurück, verdichteten sich stetig mehr zu dem Verdacht, dieses Stelldichein könnte doch vielleicht eine Falle sein.

Schließlich vermochte ich nicht länger zu schweigen.

„Harald,“ flüsterte ich dem mir auf der zweiten Ruderbank gegenüberstehenden Freunde zu, „hältst Du es für gänzlich ausgeschlossen, daß die Prinzessin etwa mit Warbatty unter einer Decke steckt?—Unser Cecil hat ja leider derartig weitverzweigte Verbindungen, daß man bei ihm auf alles gefaßt sein muß.“

„Lieber Schraut, ich habe Beweise, daß Warbatty nichts mit der Prinzessin zu schaffen hat, wenigstens nicht in dem Sinne, wie Du Dich soeben äußerstest.“

„Beweise?!—Dann hast Du mir auch wieder etwas verschwiegen. Du hast mehr in der verflossenen Nacht erlebt, als Du mir mitteiltest.“

„Vielleicht—“

Ich blickte ihn etwas verstimmt an. „Du fällst abermals in den alten Fehler zurück,“ meinte ich leicht gereizt. „Weshalb vor mir immer wieder dieses Versteckspielen?! Du hast damit, denke ich, schon genug schlechte Erfahrungen gemacht—“

„Aber, lieber Alter,“ unterbrach er mich. „Jeder Mensch muß seine kleinen Schwächen haben. Damit wir uns aber nicht heute am Weihnachtsvorabend entzweien, will ich nachgeben.—Seine braune Hoheit der Prinz ging nicht direkt zur Spiel- und Opiumhöhle, sondern vorher noch zu einem eingeborenen Goldwarenhändler, der dicht am Ufer der Gumti ein kleines, angenehm durch seine Sauberkeit auffallendes Haus nebst Garten besitzt. Ich hatte infolge meiner Frechheit wieder Glück. Die Fenstervorhänge schlossen nicht dicht. So stellte ich fest, daß der Prinz mit einem Europäer verhandelte, der unserem Cecil auffallend glich. Nun—es ist Warbatty gewesen. Er sah sehr würdig aus, spielte offenbar die Rolle irgend eines Gebildeten. Die beiden saßen an einem Tischchen bei einer Petroleumlampe. Freund Cecil zeigte dem Prinzen vier kleine Gegenstände von derselben Form, ovale Dinger in Größe kleiner Pflaumen etwa. Erst wußte ich nicht recht was es war. Dann erkannte ich—na, rate mal was?“

„Wie soll ich das raten?“

„Oh denke bitte an das Gerücht, daß die Prinzessin bei einem Anschlag auf ihr Leben ein Auge verloren haben soll.“

„Wie—etwa Glasaugen?“

„Ganz recht: vier Glasaugen legte Warbatty dem Prinzen vor.—Ahnst Du nun, welche Rolle er Achmed Ibur Dau gegenüber spielt?“

„Hm—vielleicht die eines Augenarztes—“

„Ohne Zweifel. Jedenfalls dürfte er die vier Glasaugen in Europa—die Schweiz ist ja berühmt für diese ihre Spezialindustrie—besorgt haben.—Das sogenannte Attentat ereignete sich den Gerüchten nach vor sechs Monaten. Damals war Warbatty bestimmt hier in Indien, wie wir wissen, und hat schon

da mit den Vorbereitungen für seine großangelegten Gaunerstreiche begonnen. Seine Bekanntschaft mit dem Prinzen dürfte also vielleicht durch den Verlust des Auges Singawathas vermittelt worden sein—vielleicht! Ich sehe in dieser Beziehung noch nicht ganz klar. Du vielleicht?“

„Ich?!—Wenn ein Harald Harst—“ —Ich schwieg plötzlich. Mein Blick war auf ein Boot gefallen, das ich draußen auf dem Flusse zwischen den Wellenbrechern hindurch bemerkte. Es war klein; und es zeigte ein rotes und ein grünes Licht.

„Das Boot!“ rief ich Harst leise zu. „Dort—“

Er wandte schnell den Kopf. „Wirklich es ist’s—“

Kaum hatte er das letzte Wort ausgesprochen, als sich etwas ereignete, das uns beide für Sekunden geradezu lähmte.

Neben dem Boote tauchte ein zweites, größeres auf. Wir hörten das Puffen eines Motors, hörten zwei Angstschreie, schrill, heiser, sahen die beiden Insassen des kleinen Nachens hochschnellen, vernahmen das Splintern und Krachen von Holz dann wieder halberstickte Rufe.

Das rote und grüne Licht waren wie weggewischt. Auch das kleinere Boot war verschwunden. Das größere glitt weiter. Die Wellenbrecher entzogen es unseren Blicken.

All das spielte sich so blitzschnell ab, daß das Ganze wie ein Spuk wirkte bei diesem ungewissen Dreivierteldunkel.—

Ich griff zu den Rudern.

„Nein—wir bleiben!“ sagte Harst ruhig. „Es hat keinen Zweck. Es ist besser, man bemerkt uns nicht—“

„Aber—das war doch eben eine geradezu unerhörte Fahrlässigkeit!“ meinte ich empört. „Das Motorboot hat den Nachen überrannt, und man müßte doch wenigstens versuchen—“

„—versuchen, die Sache wieder einzurenken,“ vollendete Harst. „Sehr richtig! Das werden wir auch.—Von Fahrlässigkeit war hier keine Rede. Im Gegenteil. Das Motorboot wollte das Boot rammen. Es fehlt Deinen Augen an der nötigen Übung, lieber Alter, Vorgänge auseinander zu halten, die sich sehr schnell abspielen. Den Leuten in dem Motorboot kam es lediglich darauf an, sich der beiden Insassen des Nachens, offenbar Frauen, ohne Aufsehen zu erregen zu bemächtigen. Sie haben die Frauen an Bord gehoben, bevor das kleine Boot unterging. Ich fürchte, diese Frauen werden die Prinzessin und deren Vertraute gewesen sein.—So jetzt können auch wir ins offene Wasser hinaus. Ich werde sehr kräftig rudern. Steuere auf dem kürzesten Wege zu dem Nebenflüßchen hin, in dem wir gestern nacht waren—“

Das Beiboot schoß davon. Wenn ein Harst mit seinem trainierten Körper sich in die Riemen legte, dann schaffte er es auch.—Zehn Minuten später bereits landeten wir an derselben Stelle wie gestern; und abermals zehn Minuten drauf hatten wir die Mauer des Parkes unweit der Hauptpforte überklettert und huschten in den Büschen um den Palast herum. Dann begann eine für mich geradezu lebensgefährliche Kletterpartie an den Fenstergittern und Mauerverzierungen empor bis zu einem balkonartigen Vorbau des zweiten Stockes. Hier auf dem Balkon duckten wir uns hinter einer Rollwand zusammen. Die Fenster vor uns waren dunkel.

„Seine braune Hoheit wird ohne Zweifel bald erscheinen.“ meinte Harst flüsternd. „Hinten im Park in der Autogarage war noch Licht. Das Auto dürfte die beiden Nachen-Insassen hierher zurückgeschafft haben—“

„Also Achmed Ibur Dau hat—“

„Natürlich hat er die beiden Frauen überfallen oder doch überfallen lassen—“

Im gleichen Moment, als Harst dem letzten Worte ein warnendes „Pst!“ folgen ließ, flammten in dem Zimmer vor uns die sechs Birnen einer elektrischen Krone auf.

Die Fenster hatten Seidenvorhänge. Man sah die phantastischen Blumen und Drachen darauf mit scharfen Umrissen gegen diese Lichtfülle sich abheben.

Harst stand auf, schlich an die Tür, die auf den Balkon hinausführte, und winkte mir dann. Die Vorhänge klafften in der Mitte dreifingerbreit. Diese Spalte genügte, den Raum überblicken zu können.

In einem altertümlichen, geschnitzten Sessel mit überreichen Elfenbeinverzierungen saß ein junges Weib in einem dunklen, seidenen Mantel. Um das blonde Haar war ein dunkler Schleier geknotet. Das linke Auge aber hatte eine schwarze Augenklappe, deren Bändsel über Stirn und Wange hinliefen.

Rechts von dem Mädchen lehnte an einem mit Büchern und Zeitschriften bedeckten Tisch ein schlanker, elegant gekleideter Hindu. Der dunkle Jackenanzug, der blendend weiße Kragen, die Krawatte mit großer Perle als Nadel, das gescheitelte, leicht ergraute Haar, das von einem gleichfalls bereits weißlich schimmernden Spitzbart umrahmte Gesicht, die hellbraune Hautfarbe des schmalen, länglichen Antlitzes und die großen, schwarzen Augen darin gaben ein vollkommenes Bild von einem jener modernen indischen Nabobs, die zu Dutzenden besonders gern ihre Millionen in dem leichtlebigen Paris verprassen.

Alles in allem war der Prinz Achmed—denn er konnte es ja nur sein, eine nicht gerade unsympathische Erscheinung. Sehr sympathisch dagegen wirkte auf mich das Mädchen. Trotz der entstellenden Augenklappe erkannte man sofort den zarten Liebreiz dieses Gesichts, in dem nur der Mund und das Kinn insofern den Eindruck holdester Weiblichkeit verwischten, als beide einen überaus zielbewußten Charakter fast zu stark ausprägten. Die Lippen waren schmal und bildeten jetzt nur eine gerade, rote Linie, so fest waren sie aufeinander gepreßt.

„Singawatha,“ flüsterte Harst. „Man sieht es ihrer Hautfarbe an, daß ihre Mutter eine Deutsche war.“

## **Kapitel 4**

### **Prinz Achmed Ibur Dau.**

Bisher hatten wir aus dem Zimmer keinen Laut vernommen.

Jetzt aber rief der Prinz strengen Tones:

„Ich befehle Dir—antworte! Was sollten die beiden farbigen Laternen?“

Er sprach das Englische fehlerfrei und fließend.

Seine blonde Tochter hob den bis dahin leicht gesenkten Kopf.

„Du weißt, daß ich mir nichts befehlen lasse—nichts und von niemandem! Du hast das Recht längst verwirkt, als Vater von mir Gehorsam verlangen zu dürfen—“ Ihre schlanken Hände hatten sich in heftiger Erregung nach ihm ausgestreckt. „Gib mich frei! Nochmals bitte ich Dich darum! Ich habe von meiner Mutter deutsch fühlen und denken, an einen dreieinigen Christengott glauben gelernt. Nichts verbindet mich mehr mit diesem Hause, diesem Lande! Ich will keine Gefangene sein wie all diese armen Geschöpfe, die Ihr, ob Frauen ob Mädchen, in Eure Harems einsperrt, die dort aus Langerweile geistestötendem Grübeln verfallen, die Ihr geistig mordet—“

Der Prinz zuckte die Achseln.

„All das habe ich so oft von Dir gehört, daß ich nicht mehr zu versuchen brauche, Dir klar zu machen, weshalb ich nie—niemals dulden kann und werde, daß Achmed Ibur Daus Tochter als Abtrünnige der Lehre des Propheten in die Fremde zieht!“ Seine Stimme schwoll mit jedem Worte an. „Niemals wirst Du dieses Haus verlassen—verstehst Du mich?! Ich werde Deinen Trotz zu brechen wissen, werde die Verräterin Suleimah und Dich so festhalten, daß ein Entweichen fernerhin unmöglich! Vor den Toren meines Palastes, vor dem Eingang meines Harems macht auch die englische Polizei, die Allah wie sämtliche Engländer verderben möge, respektvoll halt!—Ich warne Dich zum letzten Male, Singawatha. Willst Du mir sagen, weshalb Ihr beide vor anderthalb Stunden—“

Eine kurze Handbewegung der Prinzessin hieß ihn schweigen. Sie erhob sich, trat dicht auf ihn zu.

„Du hast meine Mutter über alles geliebt. Das weiß ich,“ sagte sie eindringlich. „Auch mich hast Du bis vor jenem unseligen Abend geradezu auf Händen getragen.—Vater—beim Andenken meiner Mutter flehe ich Dich an: gib mir die Freiheit—laß mich hinüber nach Deutschland, wo die wohnen, die mich freudig aufnehmen werden, wenn sie auch bettelarm sind—eben die Verwandten meiner Mutter—“

Achmed Ibur Dau hatte plötzlich die Linke wie schützend über die Augen gelegt.

Sekunden verrannen. Dann ließ er die Hand sinken. Und seine Stimme war hart und liebeleer, als er seiner Tochter zurief:

„Niemals! Niemals!—Du wirst bleiben, wo Du bist. Deine Zukunft kennst Du. Der Maharadscha von Alwar will Dir die Ehre erweisen, Dich zu seiner Gattin zu erheben. Sobald der Doktor Paresquieux den Verlust des Auges ausgeglichen hat, und das wird übermorgen vormittag geschehen, erfolgt meine Benachrichtigung an den Fürsten, daß der Hochzeit nichts mehr im Wege steht—“

Singawatha kehrte langsam zu dem Sessel zurück, setzte sich, spielte nervös mit einem blitzenden Armband an ihrem linken Handgelenk.

Eine Weile drückendes Schweigen. Dann der Prinzessin helle klare feste Stimme:

„Ich werde nie des Maharadschas Weib werden—niemals!—Ich warne Dich! Denn nur aus Angst vor den Miteingeweihten Eurer politischen Verschwörung ist Dein Herz zu Stein mir gegenüber geworden. Meinst Du, ich weiß nicht, weshalb Du vorhin Deine Augen bedecktest?!—Wer die Mutter so über alles ge-

liebt hat wie Du die meine, der kann das Unglück seines Kindes nur wollen, weil er—dazu gezwungen wird!«

Achmed Ibur Dau hatte die Arme über der Brust verschränkt. Fast feierlich sagte er nun:

„Über der Liebe, selbst der größten, steht das Vaterland, steht die Freiheit von Millionen! Wer Achmed Ibur Dau aus dem alten Königsgeschlecht der Talabisser einen Feigling nennt, kennt ihn schlecht.—Was sollte das rote und grüne Licht, Singawatha?—Sprich! Zwinge mich nicht dazu, Dich bis zur Ankunft des Maharadschas wie eine Verbrecherin dort einsperren zu lassen, von wo Suleimah nie wieder—“

Die Prinzessin schnellte hoch. „Wollt Ihr sie erdrosseln, stumm machen?“ keuchte sie, und ihre Gestalt flog wie im Schüttelfrost. „Wollt Ihr sogar vor einem Morde nicht zurückschrecken, Ihr erbarmungslosen Sklavenhalter, die Ihr auf Grund Eurer aberwitzigen, veralteten Religion Euch anmaßt, jedes Weib nach Eurem Belieben knechten zu können! Ich warne Dich! Hörst Du—ich warne Dich!“

Ihre Erregung schwand urplötzlich. Sie lachte kurz auf. „Ja—laß mich nur einsperren! Ich kenne die Kellerräume! Dort wird so mancher Weiberseufzer ungehört verhallt sein. Tu's doch! Rufe Deine Diener, Deine Mitwisser, Deine Wächter, Deine Herren!“

Achmed Ibur Daus dunkle Augen musterten die Tochter jetzt mißtrauisch.

„Was soll dieses lächerliche: *Ich warne Dich!?! Was soll's? Glaubst Du, Du könntest mich schrecken durch derlei billige Redensarten?!*“

„Oh—ich habe Dich schon erschreckt! Ich sehe es Dir an.—Vater, uns trennt eine unüberbrückbare Kluft“; fügte sie weich hinzu. „Vater—sorge, daß die erstorbene Kindesliebe sich nicht noch in Haß verwandelt—“

Der Prinz wandte sich kurz um, nahm eine Zeitung vom Tische auf.

„Geh!“ sagte er befehlend. »Ich will Dir bis morgen vormittag Zeit gewähren, Dich auf Deine Pflicht als Mohammedanerin zu besinnen—“

Singawatha schritt zur Tür.—

Der Prinz war allein. Er begann unruhig das Gemach zu durchqueren. Dann drückte er auf den Knopf des Haustelegraphen.

Ein Diener trat ein, verneigte sich tief.

„Ich brauche Dich nicht mehr, Hassan. Bestelle dem Hausmeister, daß die Prinzessin vorläufig im Harem bleibt.“—Der Prinz hatte sich der Landessprache bedient. Harst hat mir später diese Sätze deutsch wiederholt.

Der Diener blieb aufgerichtet stehen.

„Und Suleimah?“ fragte er.

„Ja doch—bringt sie hinab,“ rief der Prinz gereizt.

Hassan verbeugte sich und verschwand.

„Sehr vielsagend!“ flüsterte Harst mir zu. „Diese soeben belauschten Szenen haben mir nun auch das Letzte klar gemacht. Wir werden uns erlauben, Seiner Hoheit einen Besuch abzustatten—“

Er richtete sich auf, pochte an die Scheibe der Balkontür.

Der Prinz schlug den Vorhang zurück. Das Licht der Krone fiel voll auf den schwarzbärtigen Inder, der so echt aussah und doch ein Deutscher war.

Die Tür ging auf.

„Wer bist Du?“ fragte Achmed Ibur Dau, und seine Haltung und Stimme bewiesen, daß ihm Furcht völlig fremd.

Dann bemerkte er mich, wollte mit einem Satze zurück ins Zimmer. Aber Harst hielt ihm schon den Revolver vor das Gesicht.

„Staatspolizei!“ flüsterte er. „Keine Bewegung ohne meine Erlaubnis. Hoheit! Ihr Palast ist völlig umzingelt—“

Der Prinz wurde aschgrau im Gesicht.

Harst deutete auf den Sessel. „Nehmen Sie Platz, Hoheit. Wir haben einiges zu besprechen—“

Ich schloß die Tür und die Vorhänge, verriegelte auf Harsts Wink auch die beiden anderen Türen.

Wir setzten uns dem Prinzen gegenüber auf zwei gepolsterte Elfenbeinhocker.

„Hoheit, ich habe vorhin gelogen,“ begann Harst, den Revolver auf den Schenkel stützend. „Wir sind nicht Beamte der Staatspolizei. Ihr Palast ist auch nicht umstellt. Ich bin der deutsche Privatdetektiv Harald Harst. Das dort ist mein Freund Schraut. Vielleicht haben Sie schon von uns gehört?“

„Genug, um auch bestimmt zu wissen, daß Sie mich und meine Tochter belauscht haben,“ meinte Achmed gelassen und nahm eine noch zwanglosere Haltung ein. „Weshalb dieser Überfall, Master Harst?“

Er schlug ein Bein über das andere, fuhr fort: „Wollen Sie sich nicht lieber als meine Gäste betrachten, Master Harst?—Ich habe seit Stunden nicht geraucht. Bitte—vielleicht reicht Master Schraut mir dort das Glaskästchen herüber—“

Da Harst mir zunickte, holte ich es von dem Rauchtischchen. Der Prinz hielt es uns entgegen.

„Bitte—bedienen die Herren sich. Die Höflichkeit verbietet mir, eine Zigarette zu genießen, wenn meine Gäste nicht dasselbe tun—“

Harst lehnte nicht ab, sagte jedoch: „Hoheit, ich komme in einer Angelegenheit zu Ihnen, die sich vielleicht nicht ohne eine gewisse Zwangsausübung meinerseits erledigen läßt—“

„Oh—ein Harald Harst vertritt stets nur die Sache des Rechts,“ lächelte der Prinz liebenswürdig.

Wir rauchten die ersten Züge schweigend. Ich merkte Harst an, daß die Höflichkeit Seiner braunen Hoheit ihm nicht recht angenehm war. Er hätte lieber in anderem Tone mit ihm verhandelt.

„Sie haben die Hilfe eines gewissen Doktor Paresquieux in Anspruch genommen, Hoheit, um Ihrer Tochter ein Glasauge einsetzen zu lassen,“ begann Harst wieder. „Sie kennen diesen Doktor seit einem halben Jahre etwa, nicht wahr?“

Der Prinz nickte. „Eine Zufallsbekanntschaft, Master Harst. Der französische Arzt wurde mir hier in einem Spielklub vorgestellt, besser, er ließ sich mir vorstellen, und im Laufe der Unterhaltung kam das Gespräch auf den künstlichen und künstlerischen Ersatz menschlicher Augen. Da nun Singawatha dem Maharadscha—Sie haben auch das wohl erlauscht—nicht gut einäugig als Gattin zugeführt werden konnte, war es mir sehr lieb, daß—“

„Danke. Ich verstehe. Der Maharadscha sollte nicht ahnen, daß die Prinzessin das linke Auge eingebüßt hatte. Deshalb hielten Sie, Hoheit, Ihre Verbindung mit dem Doktor auch geheim und trafen in der verflossenen Nacht mit

ihm bei dem Goldschmied, der unten am Flusse wohnt, zusammen.—Hoheit, haben Sie mal in den Zeitungen von jenem Verbrecher gelesen, dem—ich—“

Ich weiß nicht, ob Harst plötzlich die Worte wirklich so schwer über die Zunge kamen oder ob die Ohnmachtsanwandlung, die mich mit einem Male kraftlos von meinem Hocker gleiten ließ, an einer Gehörstörung schuld war. Ich lag jedenfalls auf dem Teppich, suchte mich umsonst wieder aufzuraffen.

Dann ein ironisches Lachen und die lauten Sätze: „Ja—meine Zigaretten sind etwas sehr schwer! Man dringt nicht ungestraft bei Achmed Ibur Dau ein!“—Das war das Letzte, was meine Sinne begriffen.

Ich verlor die Besinnung.

## **Kapitel 5**

### **Der Augenarzt.**

Tiefste Finsternis ringsum; muffiger Kellergeruch; feuchtkalte Luft.

Das waren dann die ersten Eindrücke, als ich zu mir kam.—Ich lag auf einem Haufen Stroh. Das Stroh raschelte, als ich mich aufrichtete. Ich war nicht gefesselt.

Und nun dicht neben mir Harsts Stimme:

„Lieber Alter—ein schlechter Weihnachtsabend!—Ja—Du bist volle siebzehn Stunden bewußtlos gewesen. Diese Inder sind doch geriebene Kerle. Auch ich fiel auf die Zigaretten hinein. Das Gift, mit dem der Tabak getränkt war, muß ein wahres Teufelszeug gewesen sein. Ganz plötzlich schwanden mir die Sinne.—Still. Man kommt. Ich bin seit vier Stunden wach. Der erste Besuch—“

Lautlos ging eine schwere, eiserne Tür auf; blendende Helle dreier Laternen bestrahlte unseren kahlen Kerker, die schimmlichen Steinquadern.

Der Prinz hieß die beiden Diener vor der Tür warten; Er lehnte sich an die Mauer uns gegenüber und begann mit eisiger Höflichkeit das Verhör. Er wollte wissen, ob und wie seine Tochter sich mit uns in Verbindung gesetzt hätte.—Harst erwiderte:

„Hoheit, wir können diese Unterredung schnell beenden. Bevor wir gestern nacht von unserem Motorkutter aus aufbrachen, der einen Liegeplatz im Polizeihafen hat, vereinbarte ich mit Detektivinspektor Greaper, daß, falls wir innerhalb 24 Stunden nicht zurück seien, er durch seine Beamten und durch Militär Ihren Palast umzingeln und dann durchsuchen sollte. Diese 24 Stunden sind sehr bald um.—Ich weiß nun nicht, ob es Ihnen gleichgültig ist, wenn Sie und alle männlichen Insassen Ihres Hauses sowie unzählige andere Mohammedaner, die gleichfalls in das Komplott gegen die englisch-indische Herrschaft eingeweiht sind, ins Zuchthaus oder an den Galgen wandern. Das Komplott besteht. Ich besitze die Beweise. Diese Beweise übergab ich Inspektor Greaper in versiegelten Umschlag mit der Weisung den Umschlag im Falle meines Todes oder Verschwindens zu öffnen.—Hoheit, ich bin Deutscher, und Ihre Verschwörungen hier gehen mich nichts an. Von mir haben Sie keinen Verrat zu fürch-

ten. Mein Wort darauf.—Natürlich müssen Sie uns beiden sofort die Freiheit wiedergeben und ebenso die Prinzessin und deren Dienerin Suleimah unbelästigt nach Deutschland reisen lassen. Gehen Sie auf diese Bedingungen nicht ein, so muß ich leider—nun ich brauche wohl nicht deutlicher zu werden—“

Der Prinz entgegnete nichts, stand regungslos. Dann schritt er hinaus. Die Tür fiel zu. Wir waren im Dunkeln.

„Fein gelogen, wie?!“ meinte Harst. „Greaper weiß von nichts. Der Umschlag mit den Beweisen ist frei erfunden. Trotzdem wird der Weihnachtsabend vernünftiger enden, als er anfing. Wetten?“

Ich lehnte die Wette ab. Ich hätte sie verloren. Bereits nach zehn Minuten erschienen zwei Diener und führten uns sehr höflich durch endlose Kellergänge, über endlose Treppen, dann durch strahlend helle, läuferbelegte Flure in Seiner Hoheit Arbeitszimmer, wo dieser uns erwartete.—

Harst eilte dann—zum Schein!—in einem Auto des Prinzen alsbald zur Stadt um—angeblich—Greaper zu melden, daß es uns gut gehe. Er fuhr auch zur Polizeidirektion, kam nach einer halben Stunde in demselben Auto wieder zurück und gerade zur rechten Zeit, um dem Souper alle Ehre antun zu können, das uns drei dann im Speisesaale vereinigte. Der Prinz hatte seinen Dienern strengste Verschwiegenheit über unsere Anwesenheit im Palaste befehlen müssen, damit der Doktor Paresquieux nicht etwa vorzeitig gewarnt würde. Er wurde nun bei Tisch bei unserer Weihnachtsfeier, zunächst von Harst gebeten, zu berichten, wo und in welcher Weise Paresquieux der Prinzessin, ohne daß jemand hiervon erführe, das Glasauge einpassen wolle.

„Der Doktor soll,“ so teilte der Prinz jetzt mit, „morgen vormittag sich hier einfinden. In meinem Arbeitszimmer wollte er Singawatha dann—“

„Das genügt, Hoheit.—Wir werden morgen von einem Versteck aus diesen Schurken beobachten, und dann werden Sie erkennen, daß Ihr und Ihrer Tochter Leben in ernstester Gefahr schwebte.“

Ich will hier unseren Weihnachtsabend im Palaste des Prinzen Achmed Ibur Dau in Lucknow nicht näher schildern.

Es wurde ein sehr heiterer Abend, an dem nachher auch die verschleierte Prinzessin teilnahm und mit uns in deutscher Sprache plauderte. Singawatha war in der Tat ein Wesen von seltener Energie.—Wir erfuhren nun auch die näheren Umstände, wie sie das Auge eingebüßt hatte. Der Prinz vertraute unserer Verschwiegenheit vollkommen. Die Prinzessin hatte bereits vor etwa sechs Monaten einen Fluchtversuch gemacht und sich hierbei auf ihre Kenntnis der unterirdischen Räume des Schlosses verlassen, von denen aus ein gemauerter Gang nach einer Schlucht nordwestlich von der Parkmauer führte. Als sie ganz allein als Mann verkleidet die Tür zu dem größten der Kellergelasse öffnete, war sie unversehens in eine Versammlung der Führer der Verschworenen geraten und sofort von einem dieser Leute, die sie für einen Spion hielten, durch einen Revolverschuß, der das linke Auge und die Nasenwurzel streifte, niedergestreckt worden. Seitdem wurde sie im Harem überaus scharf bewacht. Es gelang ihr dann aber, sowohl den Brief an Harst zu schreiben und befördern zu lassen, als auch in der Nacht zusammen mit ihrer Jugendgespielin und Dienerin Suleimah abermals zu fliehen, während sie ursprünglich nur beabsichtigt hatte, Suleimah zu dem Stelldichein unter der Brücke zu senden. Ihr Entwei-

chen war bemerkt worden und es hatte sich dann auf dem Flusse die von uns beobachtete und von Harst sofort richtig gedeutete Szene abgespielt.

Erwähnen will ich noch, daß es Harst gelang, eine Aussöhnung zwischen Vater und Tochter herbeizuführen. Dies mag genügen.—

Dann kam am nächsten Vormittag der eigentliche Höhepunkt dieses unseres Abenteuers in Lucknow. Wir hatten die Nacht im Palaste zugebracht. Um zehn Uhr vormittags standen wir in einem leer gemachten, großen Bücherschrank, dessen mit Seidenvorhängen versehene Türen nur angelehnt waren. Wir konnten durch die Vorhänge das Arbeitszimmer des Prinzen vollständig überblicken.

Kurz nach zehn wurde Doktor Paresquieux dem Prinzen gemeldet. Die Prinzessin befand sich im Nebenzimmer.—Warbatty als eleganter, geschmeidiger Arzt trat sehr sicher auf. Er war es, denn—der linke Zeigefinger fehlte.

Singawatha erschien. Warbatty-Paresquieux hatte die vier Glasaugen nebst allerlei Fläschchen und Instrumenten auf den Mitteltisch gelegt. Er untersuchte die leere Augenhöhle, meinte dann zu Achmed Ibur Dau, er müsse die Prinzessin leicht chloroformieren. Singawatha mußte sich auf einen Diwan legen. Harst gab genau acht, was der Schurke tat, der jetzt die feuchte Chloroformmaske der Prinzessin auf das Gesicht drückte, wobei er mit dem Rücken zu uns stand.

Harst stieß die Schranktüren auf. Lautlos waren wir im Nu hinter Warbatty, packten seine Arme, während Harst mit der einen Hand die Maske fortstieß. Der Prinz half uns, den Verbrecher zu fesseln, der auch heute jene überlegene Ruhe bewahrte die ihn stets auszeichnete.

„Ah—das hatte ich nicht vermutet,“ meinte Warbatty mit einem feinen Lächeln. „Sie sind in der Tat ein sehr unangenehmer Störenfried, Master Harst. Ich wollte hier einmal ein gutes Werk tun, und—“

„Ja—Sie wollten nebenbei aber auch,“ unterbrach Harst Warbatty, „und das war Ihnen die Hauptsache! jenen in die Wand halb eingelassenen Stahlschrank ausplündern. Ihre Absichten wurden mir klar, als der Prinz erwähnte, das Einfügen des Glasauges sollte hier stattfinden—hier, wo Sie mit Vater und Tochter allein sein würden, wo Sie erst die Prinzessin und dann auch den Prinzen wehrlos machen konnten.“ Harst öffnete die Handtasche, die Warbatty mitgebracht hatte, entnahm ihr ein Paket allerfeinste, moderne Einbrecherwerkzeuge. „Da—Sie haben für den Fall, daß der Prinz die Schlüssel zu dem Stahlschrank nicht bei sich haben sollte und Sie diese auch nicht finden könnten, den veralteten Tresor erbrechen wollen. Sie vermuteten darin die Juwelen, auf die allein Sie es abgesehen hatten. Es ist ja allgemein bekannt, daß der Prinz Familienkleinodien im Werte von vielen Millionen besitzt. Ich nehme weiter wohl mit Recht an, daß Sie schon vor sechs Monaten wußten, wo diese Kleinodien zu finden waren. Da die Juwelen jedoch wegen der zahlreichen Dienerschaft hier im Palast und wegen der nächtlichen Wachen im Parke anders nicht für Sie erreichbar waren, boten Sie sich dem Prinzen als Arzt an, versprachen das Auge so tadellos zu ersetzen, daß die Prinzessin in keiner Weise entstellt bliebe.“

Warbatty nickte. „Ich leugne nicht, daß Ihre Mutmaßungen richtig sind, Master Harst. Ohne Ihr Eingreifen wäre mein Plan auch fraglos geglückt. Den Prinzen irgendwie unschädlich zu machen, wäre ein leichtes gewesen und bevor die Wahrheit an den Tag gekommen wäre, hätte ich mich längst in Sicherheit

gebracht. Schade, daß Sie mir immer meine am sorgfältigsten vorbereiteten Tricks verderben. Nun—es ist ja noch nicht aller Tage Abend.“—

Warbatty wurde von der Polizei abgeholt. Prinz Achmed hatte nun erkannt, daß Harst ihn in der Tat vor einer sehr großen Gefahr bewahrt hatte. Es unterlag ja keinem Zweifel, daß der Mann, dem Menschenleben ein Nichts galten, auch ihn kaltblütig ermordet hätte, schon deshalb, um seine Verfolgung zu erschweren. Und ebenso bestimmt erklärte Harst, daß Warbatty die Chloroformnarkose der Prinzessin absichtlich bis zu einem Todesschlaf fortgesetzt hätte.—

Singawatha ließ sich durch einen englischen Arzt das passende Auge einfügen und reiste dann in Begleitung Suleimahs, von ihrem Vater überreich mit Geldmitteln versehen, in aller Stille nach Deutschland. Wir haben sie später in Wiesbaden besucht, wo sie inzwischen die glückliche Gattin eines deutschen Rechtsanwalts geworden war.—Prinz Achmed verunglückte zwei Monate später bei einer Autotour, wurde in einen Abgrund geschleudert. Harst hatte über diesen Unfall seine besonderen Gedanken. „Der arme Achmed hat sich durch die Nachgiebigkeit seinem Kinde gegenüber fraglos den Haß seiner Mitverschworenen zugezogen. Vielleicht ist dieser Unfall kein Unfall, sondern—!“ —Ich verstand, was er meinte.—

Und Cecil Warbatty?

Die Geschichte von dessen raffinierter Flucht mit Hilfe der Schwertbrüder kann ich in dieser Erzählung nicht mehr schildern. Der Leser findet sie zu Anfang unseres folgenden Abenteuers.

